

Zeitschrift: Aarauer Neujahrsblätter
Herausgeber: Ortsbürgergemeinde Aarau
Band: 84 (2010)

Artikel: Schachen : Erinnerungen an ein Arbeiterquartier in den 1950er-Jahren
Autor: Bürgi, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-558858>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Peter Bürgi

Schachen – Erinnerungen an ein Arbeiterquartier in den 1950er-Jahren

Als die Mutter am Washtag Leintücher in Lauge kochte und man zum Telefonieren ins Restaurant ging – das waren noch Zeiten! Für 14½ Stunden harter Arbeit als «Spettbub» gabs nur gerade fünf Franken Lohn. Der einstige Schachenbub erinnert sich noch heute an manche kleine Geschichte aus seiner erlebnisreichen Jugend, in der er sich jedoch immer wieder einsam und unverstanden fühlte.

Die Schmiede Dreier

Im Haus an der Asylstrasse 11 betrieb Gottfried Dreier eine Schmiede. Kurz bevor wir dort im April 1947 in der Dachwohnung einzogen, gab er sein Gewerbe auf und vermietete die Werkstatt-Räumlichkeiten einem Fritz Probst, Maschineningenieur. Ab und zu wurde die Esse wieder in Betrieb genommen. Dreier beschlug das Pferd eines guten Dragonerkollegen. Als Huf- und Wagenschmied hatte er früher immer viel Arbeit von der Kavallerie-RS und den Fuhrhaltereien ringsherum. Hangartner, Mürset, Bloch, früher Lauri, Hollenstein, dazu Ställe mit Reitpferden. Neben uns lagen Miststock und Stall von Fuhrhalter Steiner. Lange stand dort das Reitpferd einer Mitarbeiterin – Erika mit Vornamen – des Verlags Sauerländer. Manchmal durfte ich auf diesem Pferd reiten. Etwas später richtete ein Velomechaniker namens Barth seine Werkstatt ein. Diese Werkstatt befand sich vorher beim Tor ins Stadthöfli. Im Schachen wohnten vor allem kinderreiche Arbeiterfamilien. Schnell fanden wir Spielkameraden. In Nummer 13 wohnte Walter Frei. Sein Vater war Visiteur bei den SBB, seine Mutter, eine Südländerin, arbeitete in der Fabrik. Familie Zehnder mit der etwas älteren Tochter Ruth wohnte im selben Haus. Manchmal spielte sie mit uns, bei ihr bekamen wir Haferflöckli mit Kakao und Zucker vermischt zu essen.

Unsere Wohnung lag im zweiten Stock. Alle Zimmer hatten Dachschräge. Durch eine steile Holztreppe kam man in einen Vorraum, welcher durch ein Dachfenster Licht bekam. Eine weitere Treppe führte durch eine Klapptüre mit Gegengewicht in den Estrich. Rechter Hand war in einem engen Kämmerlein unser WC. Es hatte Wasserspülung. Bei kaltem Wetter im Winter musste das Wasser abgestellt werden. In diesem Fall holten wir in einer grossen emaillierten

Kanne das Wasser aus der Küche. Ein Badezimmer fehlte. In der Wohnung gab es einen einzigen Wasserhahn in der Küche ob dem Schüttstein. Hier putzten wir unsere Zähne oder wuschen uns. Warmes Wasser mussten wir zuerst auf dem Kochherd herrichten. Bis in die 1960er-Jahre suchte man vergebens einen Kühlschrank. Milch wurde jeden Tag frisch geholt. Das waren jeden Tag drei bis dreieinhalb Liter. Anfangs holten wir sie bei Milchmann Sommerhalder an der Asylstrasse vis-à-vis vom Kindergarten, später in der Halde bei Haberstich. Eine Zeit lang befahl uns Mutter den Ziegelrain hinauf auf den Holzmarkt zum Milchgeschäft Neeser. Dieser hatte schon damals gute Yoghurt. Im Sommer kam es oft vor, dass am andern Tag die Milch sauer war. Wir haben sie trotzdem getrunken. Bei kühler Witterung schütteten wir die Milch in ein Abrahmbecken. Am anderen Morgen hatten wir einen schönen dicken «Nidel» auf der Milch. Anken hatten wir selten, ab und zu musste ich «es halbs Mödeli Anke» vom Milchhändler bringen. Das waren 50 Gramm. Wir brauchten vor allem Margarine in Würfeln von etwa sechs Zentimeter Kantenlänge. Diese war schwer zu streichen, weil sie trocken und brüchig war.

Aus der Küche kam man in die Stube. Hier stand der einzige Ofen der ganzen Drei-Zimmer-Wohnung. Zu den «Ämtli» gehörten Anfeuern und Holz auf dem Estrich holen. Es war ein schöner Ofen mit einem «Ofenloch». Darin briet unser Vater sonntags manchmal Äpfel. Ich erinnere mich, dass mein Vater den Lötkolben ins Feuer des Stubenofens legte. Mit dem glühenden Werkzeug löste er Löcher in den Bettflaschen zu. Sogar unser Hausmeister brachte defekte Bettflaschen zu uns hinauf. In der Stube stand ein Ausziehtisch, an der Wand zur Küche war ein Diwan, in der Fensternische eine Nähmaschine und an der Aussenwand stand das Buffett mit dem «Sonntagsgeschirr» und der Stubenuhr. Daneben stand der Radioapparat. Er hatte drei Bereiche, Lang-, Kurz- und Mittelwellen. Dank guter Erdung und Antenne hatten wir in allen drei Wellenbereichen guten Empfang. Meistens war aber Radio Beromünster eingestellt. In der Küche gab es einen Zweitlautsprecher, damit mein Vater während des Morgenessens die Sechs-Uhr-Nachrichten hören konnte. (Plattenspieler oder Tonbandgerät hatten wir nicht.) Die Sendungen gaben uns eine richtige Wochenstruktur: montags Wunschkonzert mit dem Briefkasten-Onkel: «Liebe Nichten und Neffen, guete Obe mitenand!», dienstags Klassische Musik. Mittwochs waren Hörspiele an der Reihe, samstags «de schwarz Kaffi am Spalebärg 77a», sonntags «Buurekaländer». Der Sprecher kam aus Liestal und sprach jeden schönen alemannischen Dialekt, mir bekannt aus meiner Fricktaler Heimat. Meistens begann die Sendung mit einem Gedicht von Josef Reinhard oder Johann Peter Hebel. Da kam es schon vor, dass ich mir verstohlen eine Träne aus den Augen wischte vor Heimweh nach meinen Verwandten in Magden. Während der täglichen Nachrichten um 12.30 Uhr durfte kein Wort gesprochen werden. Es blieb uns Buben nichts anderes übrig, als auch zuzuhören. So

bildete ich mir nach und nach ein Bild der politischen Vorgänge in der Nachkriegszeit, und manchmal verstand ich sie auch. Ausserhalb des Stubenfensters auf der Südostseite montierte Vater im Winter ein Futterhäuschen. So lernten wir die Vögel kennen, die ans Futterbrett kamen.

Mit der Zeit stand uns eine Fünf-Zimmer-Wohnung zur Verfügung, wobei die Mutter anfangs ein Zimmer vermietete. Wir hatten verschiedene Zimmerherren. Einer hatte eine ansteckende Krankheit. Nach seinem Tode musste das Zimmer desinfiziert werden. Fenster und Türe wurden abgedichtet und das Zimmer mit übel riechendem Gas gefüllt. Nach etwa drei Tagen konnte gelüftet werden, und der Raum war wieder rein. Als ich in die Berufslehre kam, durfte ich ins Zimmer der «Zimmerherren» ziehen. Alle meine Geschwister und ich hatten ab 1957 je ein eigenes Zimmer. Und welcher Luxus: In meinem stand ein schöner Ofen! Ich hatte dann einen eigenen Radioapparat. Es fehlten zwar das Gehäuse und der Lautsprecher. Mit Kopfhörern konnte ich Beroomünster und verschiedene andere Sender hören (Radio Luxemburg, Südwestfunk usw.). Dieses Zimmer wurde zum Refugium, in das ich mich immer mehr zurückzog. Als Leseratte genoss ich es, beim leisen Knistern des Feuers zu schmökern. Da tauchte ich ein und vergass die pubertären Sorgen, die mich plagten. Ich vermute, dass damals nicht alle Kinder im Schachen ein eigenes Zimmer hatten.

Ein Waschtag meiner Mutter

In den 1950er-Jahren war für meine Mutter alle vier Wochen Waschtag. Die ganze Familie wurde je weilen mit einbezogen. Es begann am Vortag. Zuerst musste bei den Hausmeistern der Waschküchenschlüssel geholt werden. Vom Estrich trug man Brennholz für den Waschherd hinunter. Im ganzen Haus gab es Holzöfen. Das Brennholz musste jeweilen vor dem Maienzug im Estrich sein. Das war ein ungeschriebenes Gesetz.

Vater installierte die Vorwaschmaschine, welche mit Wasserkraft lief. In Waschgelten wurden Leintücher und Anzüge eingeweicht und mit dem Stöpsel bearbeitet. Desgleichen separat die Überkleider des Vaters. Am Waschtag selber heizte Vater den Waschherd ein, bevor er mit dem Velo zur Arbeit in die Schlosserei fuhr. Etwa um sieben kochte das Wasser. Die Arbeit der Mutter begann. Zuerst wurden Leintücher und Bettanzüge in der Lauge gekocht. Weitere Wäsche wurde eingeweicht oder vorgewaschen. Die grosse körperliche Arbeit begann mit dem Herausnehmen der Bettwäsche aus dem Waschherd. Diese war schwer und heiss. Schnell war die ganze Waschküche voll Dampf, so dicht wie Nebel. Das Spülen im kalten Wasser war sehr anstrengend und dauerte so lange, bis das Wasser klar blieb. Immer wieder legte Mutter ein Holzscheit nach. Jetzt kam die Bettwäsche in die Zentrifuge. Das war ein gefährliches, mit Wasser angetriebenes Ding. Sie kam schnell auf hohe Tourenzahlen.

An einem Washtag kam Mutter nicht zum Kochen. Anfänglich kochten wir eine Maggisuppe. Zusammen mit Brot war es unser Mittagessen. Später holten wir das Essen mit der «Kantine» beim Restaurant Speck am Zollrain. Ich brachte die leeren Geschirre vor der Schule zu Frau Speck. Es waren Aluminiumbecken, welche aufeinandergestellt und an einem Bügel getragen wurden. Um zwölf ging ich direkt in die Speck'sche Küche. Der Salat kam immer zuerst, damit er nicht warm wurde. In einem extra Kesseli bekamen wir eine extra Portion Suppe. Frau Speck war immer grosszügig und uns freundlich gesinnt. Das hing damit zusammen, dass meine Mutter aus der Familie Fischer im Stadthöfli stammte. Nun aber schnell die Halde hinunter an die Asylstrasse. Die Eltern liebten die Speise gerne heiss.

Familie Gottlieb Dreier

Gottlieb Dreier war unser Hausmeister. Das Ehepaar wohnte mit ihren beiden erwachsenen Töchtern im ersten Stock. Frau Dreier war eine zurückhaltende, vornehme Erscheinung. Sie spielte abends oft Klavier. Unser Schlafzimmer war oberhalb der guten Stube, worin das Klavier stand. Wie viele Male bin ich zu den Klängen des «Albumblatt für Elise» eingeschlafen! Am Letzten des Monats musste der Hauszins bezahlt werden. Mit Geld und Quittungsbüchlein wurde ich von Frau Dreier in die gute Stube gebeten. Sie setzte langsam und bedächtig ihren Namen unter die Quittung. Sie bedankte sich, und gab mir immer ein 50-Rappenstück als Trinkgeld. Nur bei Frau Dreier gab es Trinkgeld!

Herr Dreier war ein kräftiger, Respekt einflössender Mann. Seine Hände waren die eines Huf- und Wagenschmiedes: gross, kraftvoll und geschickt. Er hatte kurz vor unserem Einzug sein Geschäft aufgegeben.

Für sich baute er in einer Gartenecke ein unterkellertes «Schöpfli» mit Hobelbank. An den Wänden hing Werkzeug. Darin durften wir Leiterwägeli und Velos versorgen. Herr Dreier erlaubte uns auch, sein Werkzeug zu benützen. Einzige Bedingung war: Ordnung halten! An der Wand hing der Spruch: «Jedes Ding an seinem Ort, erspart viel Müh und böse Wort.» Wir haben oft im «Schöpfli» geschreinert oder Velos geflickt. Herr Dreier zeigte mir, wie ein Nagel gerade eingeschlagen wird, dabei fragte er mich, ob ich wisse, warum ein krummer Nagel herausschauet? Ich verneinte. «Er kommt und schaut, was für ein dumme Cheib ihm uf e Grind haut!» Da gab es noch etwas, womit wir Mühe hatten. Gottlieb Dreier hatte einen wunderschönen Gemüsegarten. Nicht das geringste Unkraut, alles schön in der Reihe gepflanzt, die Erde gehackt und gerecht. Herrlich für die Katzen, sich hier zu versäubern! Da konnte er sich richtig ärgern. Eines Tages entdeckte ich hinter dem Haus eine grosse

¹ Die Schmitte Dreier an der Asylstrasse 11 wurde später zur Mechanischen Werkstätte Probst. Im ersten Obergeschoss wohnte Familie Dreier, im zweiten Familie Bürgi.



Kiste. Beim näheren Betrachten stellte sich diese als Katzenfalle heraus. Die Katzen kamen zu einem Kollegen. Dort landeten sie als «Leckerbissen» in der Bratpfanne oder in der Beize.

Die beiden Töchter der Familie Dreier, Hanni und Elisabeth, waren im Alter meiner Eltern. Hanni betrieb ein Damenschneideratelier und hatte immer Lehrtöchter. Eine Klassenkameradin von mir – Hanna Wirth – absolvierte später bei ihr die Damenschneiderinnenlehre. Sie schneiderte wunderschöne Trachten. Sie gab Kurse in der Freizeitwerkstatt am Graben und war eine begabte Bauernmalerin. Manchmal durfte ich ins Atelier sitzen, und Hanni zeigte mir, wie ich einen Kleiderbügel nach Art von «Christian Rubli» bemalen könnte.

Einige Jahre später kam ich nach Mitternacht heim. Die Haustüre fand ich verschlossen; einen Schlüssel hatte ich nicht. Im ersten Stock war ein Balkon mit Geranien. An der Wand des Nachbarhauses standen die Leitern des Putz-instituts Bellmont. Ich nahm eine, kletterte behutsam auf den Balkon. Einzeln nahm ich fünf Geranienstöcke herunter. Jetzt schwang ich mich über die Balustrade und befand mich im Treppenhaus. Der Hausschlüssel lag im Briefkasten. Schnell Geranien und Leiter wieder an den richtigen Ort! Bevor ich todmüde in mein Zimmer schllich, schloss ich die Haustüre von innen. Am andern Tag begegnete ich Hanni Dreier. Sie meinte geheimnisvoll: «Hast du keinen eigenen Hausschlüssel?» «Nein», gab ich verwundert zur Antwort. Etwas später schenkte sie mir einen. Diesen liess ich in der Galvanischen Anstalt Märki unten am Ziegelrain verchromen, er ist heute noch in meinem Besitz.

Elisabeth Dreier machte eine Ausbildung als Handarbeitslehrerin. Unmittelbar nach dem Ende des Seminars bekam sie «Kinderlähmung». Sie konnte ihren Beruf nie ausüben. In einem Büro fand sie Arbeit. Ihre Gehbehinderung schränkte sie in ihrer Mobilität sehr ein. Trotzdem sah man sie oft zu Fuss am Ziegelrain. Sie lebte zurückgezogen bei ihren Eltern. Auch sie spielte wie ihre Mutter oft Klavier. Ich war ihr geheimer Zuhörer über der guten Stube. Sie war eine begabte Stickerin und fertigte kunstvoll an, was ihre Schwester zu den Trachten brauchte.

In unserer Küche stand beim Kochherd der Spirituskocher des Zimmerherrn Godazzi, worauf er jeden Morgen seinen Kaffee zubereitete. Wir alle verstanden uns sehr gut mit unserem Zimmerherrn aus Italien. Er spielte Boccia im «Vaccani», so war die Nonna über meine Familie im Bilde. Manchmal fühlte ich mich wirklich wie ein kleiner Italienerbub. Selbstverständlich sprach ich schon einige Worte Italienisch. Das freute Signor Vaccani, und ich durfte ihm bei der Pflege seiner Bocciabahn helfen. Er war sehr genau, kein Steinchen oder

2 Margrit und Franz Bürgi-Rodel im Schachen, rechts das Gantlokal, die Tanne und der Brunnen vor dem Haus Schaufelberger, mit Fahne das Restaurant Bouverat.



Blättchen durfte auf der Bahn liegen, und er war erst zufrieden, als die Sandbahn mit der Walze topfeben gewalzt war.

Die Eltern von Vater Mürset betrieben ein Restaurant mit Fuhrhalterei. Um dieses Restaurant Mürset gab es eine Gruppe Leute, man nannte sie die «Schachenburger». Es gab da eine für uns unsichtbare Instanz, welche entschied, wer zu den «Schachenburgern» gehörte und wer nicht. Wir jedenfalls gehörten nicht dazu. Das war nicht schlimm, ausser dass wir von der alljährlichen Samichlausfeier ausgeschlossen waren. Aber eben, mit dem Vreni Mürset hätte ich gerne mehr geplaudert...

Ja, und vom Mürset stadtwärts befand sich das Restaurant Suter mit Feldschlösschen Bier. Mein Grossvater – Adolf Bürgi, Maschinist in der Brauerei Feldschlösschen Rheinfelden – löschte hier seinen Durst. Ich bekam jeweils einen Sirup. Der «Chalte Fuess», wie es später hiess, war das Stammlokal der Schachenclique, welche damals eine richtige Fasnacht durchführte. Später wirkte Familie Diggelmann. Er arbeitete als Blockwart am Eisenbahntunnel. Mit seiner grossen Familie bewohnte er am Westportal das Wärterhäuschen. Frau Diggelmann besass das Wirtepatent; später zügelte sie in den «Chalte Fuess». Diggelmanns hatten einige Töchter, Doris war in meinem Alter. Während meiner Lehrzeit war der «Chalte Fuess» neben dem Restaurant Speck meine Stammbeiz. Hatten wir Lust zum Tanzen, wurden Tische und Stühle zusammengeschoben, Doris fütterte den Musikautomaten und los gings. Später zogen Diggelmanns nach Wettingen.

Im heutigen Restaurant Pulverturm – damals nach der Wirtefamilie Bouverat benannt – stand «unser» Telefon». Es gab dort eine Zelle. Man konnte Gespräche am Buffett bezahlen. Es kam sogar vor, dass wir von dort aus ans Telefon gerufen wurden. Das Restaurant hatte die Hausnummer 1, und wir wohnten in Nummer 11! Sehr beliebt war der «Gagelikasten» (Tischfussball) mitten in der Wirtsstube. Unser Spiel ohne Konsumation war geduldet, solange wir nicht zu laut waren.

Unterhalb des Ziegelrains lag das Wohnhaus der Familie Schaufelberger. Im grossen Garten mit Hühnerhof betrieben sie die Kuttgerei mit Ladengeschäft. Robert und Ursula waren in unserem Alter. Wir durften oft bei ihnen im Garten spielen. Röbi hatte ein grosses, blaues «Trampiauto». Wenn wir ihn lange genug herumgestossen hatten – das war einfacher als «trampen» –, durften wir uns auch mal kurz ins Superauto setzen! Vater Schaufelberger fuhr einen Buick.

Im Badergässli wohnte Peter Frey. Sein Vater war Elektriker. Hier stand der erste Fernseher im Quartier. Nebenan wohnten Wittmers mit ihren vier Mädchen und einem Nachzügler namens Hansi. Herr Wittmer arbeitete in der Elcalor. Wittmers waren auch christkatholisch wie wir. Wir merkten es erst, als wir uns im Religionsunterricht bei Pfarrer Josef Höfliger wieder sahen. Haus und Garten am Westende des Badergässlis waren lange Treffpunkt. Die bis zu

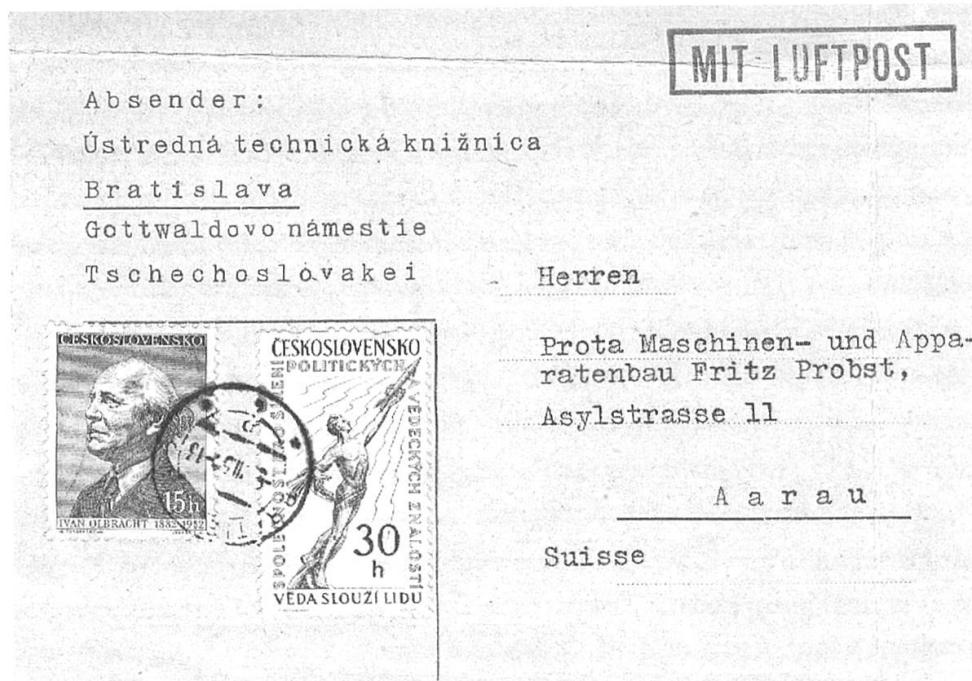
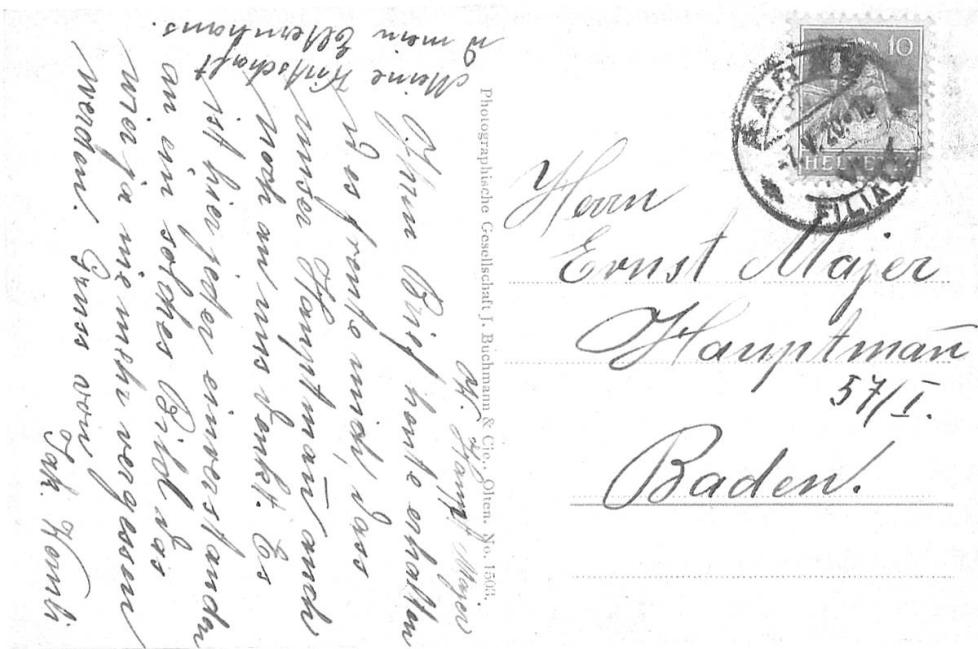
20 Kinder spielten «Versteckis», Ballspiele oder «Räuber und Poli». Dies war sehr beliebt. Das «Spielfeld» begrenzten Strittengässli, Asylstrasse, Schachenallee und Schachenstrasse.

In der Nähe wohnte auch Familie Roth. Neben Rosmarie, Ueli und Fredy hatte die Familie noch ein schwerstbehindertes Kind. Ihr Grossvater mütterlicherseits war Briefträger Müller im Schachen.

Hinter dem Affenwäldli am Schänisweg lag die Fuhrhalterei Hangartner mit Stallungen und Wagenpark. Ich erinnere mich an einen Fuhrmann mit Übernamen Negus. Er fuhr noch einen Lastwagen mit Holzvergaser. Aber er verstand auch, mit Pferden zu kutschieren. Der Wagenpark bestand vor allem aus grün angemalten, geschlossenen Zügelwagen. Gerne kletterten wir auf den Bock und fuhren in Gedanken durch die weite Welt. Da gab es eine Bremskurbel und einen Halter für die Peitsche ...

Zirkusluft

Den Winter hindurch kamen die Wagen der Arena Bühlmann ins Quartier. Familie Bühlmann hatte ein Zirkuszelt gekauft, um weniger vom Wetter abhängig zu sein. Leider wurde dieses sehr bald von einem Sturm zerrissen. Bühlmann stand vor dem Konkurs. Geld fehlte an allen Ecken und Enden, sogar die Löwen mussten hungern und gaben das durch lautes Brüllen zu verstehen, so laut, dass Metzger Schaufelberger nicht schlafen konnte. Er fuhr nachts ins Schlachthaus und holte Fleischabfälle. Diese brachte er den Zirkusleuten – und fand so seinen verdienten Schlaf! Der grösste Teil der Zirkustiere war in Stallungen im Raum Badi untergebracht. Das Schweizervolk sammelte Geld für die notleidende Zirkusfamilie. Auch ich habe zwei Franken beigesteuert. Es kam viel Geld zusammen, das ergab ein grosses, neues Zelt. Im Frühling zog die Arena Bühlmann als «Zirkus Pilatus» auf Tournee. Ich freundete mich mit den Leuten der «Vorrekklame» an. Diese fuhren mit einem Wohnwagen einige Tage vor dem Eintreffen des Zirkus in die Ortschaften und hängten Plakate auf, verteilten Handzettel, auf denen «Pilatus» angekündigt wurde. Ich half und bekam Freikarten. Leider ging später der Zirkus Pilatus pleite. An seiner Stelle zog die Arena Nock hierher ins Winterquartier. Ich erinnere mich gut an die Familie. Zwei Söhne, Alfred und Franz, arbeiteten als Hilfsarbeiter bei dem Gipsergeschäft Herzog & Käser. Die Tochter Helga besuchte die Oberschule im Pestalozzi. Wir lernten uns auf dem Schulweg kennen. So ein Zirkusmädchen war schon etwas Besonderes! Sie wusste spannende Geschichten aus ihrer Welt zu erzählen. Sie hatte grossen Respekt, sogar Angst, vor ihrem Vater. Er durfte Helga nie mit uns zusammen sehen. Vater Nock war meistens von zwei grossen Hunden begleitet. Ich weiss nicht mehr, was uns mehr Furcht einflöste, seine Gestalt und die kräftige Stimme oder die zwei Hunde! Nocks holten das Wasser vom Kuttlerbrunnen. Hier begegneten wir nach und nach der ganzen Familie



und freundeten uns an. Alfred und Franz mussten nicht nur Geld verdienen, sondern in der Freizeit neue Zirkusnummern einstudieren. So wurde zum Beispiel eine sicher 15 Meter lange Stange aufgestellt. Ganz oben übten sie Kunststücke ein. Beide waren sehr gute Turner. Später kauften Nocks auch ein Zelt. Wir Schachenkinder hatten alle ein sehr gutes Verhältnis zu Zirkusleuten. «Zirkusspielen» war bei uns sehr beliebt, da wurde balanciert, jongliert usw.

Zwei Schwestern der Familie Wittmer brachten es sogar so weit, dass sie einmal im offiziellen Programm des Zirkus Nock auftreten durften! Bis ins hohe Alter hielt Vater Nock in autoritärer Manier die Zügel in der Hand. Sein Nachfolger wurde Franz Nock, sein ältester Sohn. Das Zirkusunternehmen behauptete sich und fährt heute noch durch die Lande. Winterquartier ist schon lange Oeschgen.

Ein interessanter Fund im Gantlokal

Vis-à-vis des Kuttlerbrunnens stand, stets verschlossen, ein ehemaliges Waschhaus, welches als Gantlokal diente. Alle waren neugierig, was drin sein könnte. Einmal standen die Türen weit offen. Barfuss schlich ich in die Kühle des Raums. Ausser Papierfetzen nichts. Enttäuscht wollte ich wieder hinaus. Dabei bückte ich mich und fand Couverts mit alten Briefmarken, sogar mehrere. Schnell raffte ich die Umschläge zusammen und steckte sie unter mein Hemd. Zu Hause schaute ich mir den Fund genauer an. Ausser den Briefmarken, 1918 bis 1920 gestempelt, steckten in den Couverts Briefchen, an Herrn Hauptmann Ernst Majer, Kompagnie I/57, Baden, adressiert. Die Soldaten dankten für das Erinnerungsblatt an die Grenzbesetzung 1914–1918. Dieses war vom Gefreiten Fritz Brunnhofer aus Aarau gestaltet worden. Couverts samt Briefchen zieren meine Briefmarkensammlung.

Einige Männer und Frauen, an die ich mich besonders gern erinnere

Fritz Probst hatte die Werkstatt Gottlieb Dreiers gemietet. Er wohnte an der Bachstrasse in Suhr, war in Birsfelden aufgewachsen und am Technikum Burgdorf zum Maschinentechniker ausgebildet worden. Nun eröffnete er seine eigene Firma. In guten Zeiten beschäftigte er bis zu vier Arbeiter. Ich erinnere mich an zwei Dreher. Von Däniken war starker Raucher. Kirchhof bediente die grosse Drehbank. Er wohnte in Schönenwerd, von Däniken in Gösgen. Beide kamen mit dem Velo zur Arbeit. Max war sein rothaariger, aufgeweckter Lehrling. Dieser machte die beste Lehrabschlussprüfung. Die Firma Prota stellte Patentfutter für Bohrmaschinen her, daneben Bandsägen und Sackkarren. Für die Waschmaschinenfabrik Wyna stellten sie den Programmmechanismus

3 Ein Kartenfund im Ganthaus erinnert an den Ersten Weltkrieg.

4 Fritz Probst pflegte Geschäftsbeziehungen bis in die Tschechoslowakei.

zusammen. Die Zahlungsmoral der Kunden war nicht immer gut. Die Firma Prota unterhielt Geschäftsbeziehungen bis in die Tschechoslowakei. Das belegen Briefumschläge mit Marken. Fritz Probst wusste um meine Sammlerei und schenkte mir viele Briefumschläge. Er war auch stolzer Besitzer eines Autos. Zuerst war es ein Fiat, ein fahrendes «Gartenhäuschen» mit Trittbrettern und grossen, orangen Winkern (Vorläufer der Blinker). Der Fiat war alt und musste oft geflickt werden. Später fuhr unser Maschinentechniker mit einem Citroën vor, einem klassischen schwarzen Modell.

Leider wurde Herr Probst vom Pech verfolgt. Seine Ehe ging in Brüche, und die Geschäfte in der Werkstatt liefen auch nicht mehr gut. Die Maschinen blieben still, und eines Tages wurden sie geholt. Es wurde ruhig in der alten Schmitte an der Asylstrasse 11.

Natürlich erinnere ich mich an die Leute, die damals im Schachen wohnten. Eine markante Persönlichkeit war Frau Zimmerli im Badergässli. Sie war kleiner Statur und hatte eine kräftige Stimme. Sie ähnelte sehr meiner Mutter. In ihrer Respekt einflössenden Art spürten wir Buben auch, dass sie uns mochte. In ihrer Stube stand eine Nähmaschine, und rundherum stapelten sich Militärkleider. Sie war Heimarbeiterin für das Zeughaus Aarau. Sie flickte die «Tenue grün», nähte fehlende Knöpfe an und bügelte die Uniformen der Offiziere. Auf einem Leiterwägelchen schleppete sie die instandgestellten Uniformen ins Zeughaus. Das mühsamste Stück Weg war der Ziegelrain. Wie oft haben wir Buben ihr geholfen, den Leiterwagen dort hinauf zu stossen! Zurück kam sie mit Bündeln neu zu flickender Uniformen. Diese Arbeit musste in genau vorgegebener Zeit erledigt werden. Oft war Frau Zimmerli gezwungen, bis tief in die Nacht hinein zu arbeiten, damit sie die Fristen einhalten konnte. Dabei halfen ihr ihre beiden Töchter. Wie gut diese Arbeit bezahlt war, weiss ich nicht. Es reichte wohl knapp zum Leben. Frau Zimmerli stammte aus Asp. Anlässlich eines Besuchs bei ihren Verwandten – wir marschierten zu Fuss über den Herzberg nach Asp und zurück – bekam ich Geissenmilch zu trinken. Diese schmeckte mir gar nicht. Die Frauen, die mir eine Stärkung für den Rückweg geben wollten, waren sehr enttäuscht. Meine Mutter war mit Frau Zimmerli sehr gut befreundet. Beide waren in der SP-Frauengruppe Aarau aktiv. Damals wohnten im Schachen einige Parteigenossinnen und Parteigenossen, für ein Arbeiterquartier nicht verwunderlich.

Karl Bellmont senior

Nachbar Karl Bellmont und sein Bruder betrieben ein Reinigungsinstitut. Sie wohnten im obersten Stock des roten Backsteinhauses, Asylstrasse 15. Alle 14 Tage klebte er neue Plakate für die APG, die Allgemeine Plakatgesellschaft. Sein Revier umfasste Aarau, Küttigen, Rohr, Buchs, Suhr und Gränichen. Er fuhr einen schwarzen PW mit riesigem Kofferraum. Ich durfte ihm helfen.

Tage zuvor wurden die Plakate gefaltet im Wasser eingeweicht. In einer Gelte nahmen wir sie tropfnass mit auf die Tour, dazu einen Kübel voll Fischkleister. Zusammen mit einem Kanister heissem Wasser wurde alles im Kofferraum verstaut. Auf dem Dach des Autos nahmen wir die Leiter mit. Damit wir an einem Nachmittag alle neuen Plakate aufhängen konnten, mussten wir zügig arbeiten. Der Arbeitsablauf war eingeübt und immer derselbe. Beim Heranfahren an eine Plakatwand las ich laut von einer Liste, welche Plakate hier gehängt werden müssen. Wir merkten uns diese. Ich stieg aus, nahm die Leiter vom Dach und stellte sie am richtigen Ort an die Plakatwand. Der Chef öffnete den Kofferraum, nahm Kleisterkessel und Pinsel heraus, kletterte auf die Leiter und bestrich den oberen Teil des alten Plakats mit Leim. Ich hatte schon das richtige neue Plakat geholt und halb aufgeklappt. So reichte ich es Herrn Bellmont. Kaum war er von der Leiter gestiegen, verschob ich diese zur nächsten Reihe. Er mit dem Kleister hinauf, ich zum Kofferraum – ein Griff, und ich hatte das nächste Plakat richtig geöffnet bereit. Jetzt kam die Leiter wieder aufs Dach, Kleisterkessel und alte, abgerissene Plakate verstaute ich im Kofferraum. In dieser Zeit kontrollierte er, ob wir die richtigen Plakate aufgehängt hatten. Dann brausten wir zur nächsten Plakatwand. Bald wurden wir ein unglaublich gut eingespieltes Team. An guten Tagen mussten wir kaum miteinander sprechen. Mir gefiel diese ineinander greifende Zusammenarbeit. Dafür erhielt ich eine fürstliche Entlohnung. Im Winter war es nicht angenehm, mit nassen Händen zu arbeiten. Dafür brauchten wir das mitgenommene heisse Wasser. Jeden Nachmittag hängten wir so zwischen 40 und 50 neue Plakate auf.

Im selben Haus wie die Familie Bellmont wohnte das Ehepaar Horisberger. Er war Chauffeur beim Warenhaus Globus, und Frau Horisberger arbeitete in der «Täfelfabrik Merz». Sie waren kinderlos, dafür hatten sie ein kleines Auto. Auf dieses waren sie sehr stolz, besassen doch noch lange nicht alle Leute ein Auto. Dieses wurde samstags innen und aussen auf Hochglanz poliert. Horisbergers waren immer sehr freundlich. Sie brachte uns oft Süßigkeiten mit. Manchmal durfte ich sie auf einer kleinen Ausfahrt mit ihrem Topolino begleiten. Im Haus lebte auch Frau Rüegg mit ihrer erwachsenen Tochter. Von dieser kaufte ich als Lehrling mein erstes Zelt auf Abzahlung. So kam ich zu einem eigenen original «Spatz»-Zweierzelt, das mich auf vielen Velotouren begleitete.

Als Bauhandlanger am Umbau des Altersheims an der Golatti

Winter- oder Sportferien waren so eine Sache: Viele fuhren ins Skilager oder sonst in die Berge. Meine Eltern hatten kein Geld, mir Skiausrüstung oder gar Skilagerbeiträge zu bezahlen. Oft durfte ich zu meinen Grosseltern nach Magden in die Ferien. Das war immer sehr schön, und ich fühlte mich dort so richtig zu Hause. In den beiden letzten Schuljahren suchte ich aber eine Beschäftigung. 1955 arbeitete ich als Handlanger. Polier war Onkel Scheurer. Er

HERZOG & KÄSER

Dipl. Gipsermeister

AARAU 4.2.56

Name: Birgi Peter

Stunden 49 1/2

à Fr. 1.40

Fr. 69.30

”

”

”

” - .80 { Nichtbetriebs-
Versicherung

” - .- A. H. V.

Fr. 68.50

”

Fr.

war mit einer Grosstante mütterlicherseits, einer Fischer aus dem Stadthöfli, verheiratet.

Es war kalt. Bei Arbeitsbeginn war meine Aufgabe, in der Baubaracke den Kanonenofen einzuhüezen. Zur Znünipause sollten die Arbeiter einen warmen Aufenthaltsraum vorfinden. Auf der Baustelle waren etwa sechs Arbeiter beschäftigt, auch Italiener. Sie litten am meisten unter der Februarkälte. Hie und da gab es ein Stück Hartkäse oder Salami zum Brot. Ich kam mir beinahe wie der «Svizzero» vor. Das «Krettlen» war schon recht anstrengend. Ich führte Bauschutt aus der ehemaligen Klosterkapelle in eine Mulde in der Golatti. Mit dem Zahltag kaufte ich im Frühling mein erstes eigenes Velo.

In einem ehemaligen Bauernhaus im Schachen war das Gipsergeschäft Herzog und Käser. Hier konnte ich mich immer wieder nützlich machen. In einem Neubau in den Goldern musste 1956 eine Gipsdecke erstellt werden. In einer Wanne rührten wir Gips an. Meister Herzog heftete über das Schilf ein Drahtgeflecht. Nun trugen Herzog und Käser zügig, und ohne Pause, den Gips auf. Ich musste den beiden laufend in Kübeln flüssigen Gips hinaufgeben. Kein Wort wurde gesprochen, es war ein konzentriertes Arbeiten, bis die Decke fertig war. Zufrieden schauten die beiden ihr Werk an: «Gut geholfen, Peter!» Einen Tag nach meinem 15. Geburtstag war Zahltag: 49½ Stunden Wochenarbeitszeit, Stundenlohn: Fr. 1.40.

Bahnpost Aarau

Im neunten Schuljahr der Berufswahlklasse in Aarau fragte unser Lehrer Hausmann Mitte Dezember, ob jemand Interesse habe, bei der Bahnpost auszuholen. Etwa sechs Tage vor Weihnachten begann meine Tätigkeit zwischen Bahnhof und Güterexpedition. Im selben Gebäude war auch eine «Milchsuppe» für PTT- und SBB-Angestellte untergebracht. Ich wurde trotz meiner Jugend zur Nachschicht eingeteilt. Sie dauerte von zehn Uhr bis morgens halb sieben Uhr. Mit hochbeladenen Wägeli, mehrere hintereinandergekuppelt, fuhren wir ins Bahnpostgebäude. Dort hingen die Postsäcke, nach Ortschaften geordnet. Ich reichte Pakete den Bahnpöstlern, die sie in den richtigen Sack warfen. Manchmal ging eines daneben, ja es gab auch Scherben. Jenen Schnaps aus der zerbrochenen Flasche roch man lange im ganzen Raum. Zum Glück hatten nicht alle Weihnachtspakete ein solches Ende! Etliche wurden behelfsmässig geklebt und weiterbefördert. Bis etwa zwei Uhr morgens war ziemlich Betrieb. Die Krise kam meistens gegen vier Uhr. Ein Läutwerk gab die Durchfahrten an, meistens Güterzüge, oft gezogen von einem der legendären Krokodile Be 6/8. In der «Milchsuppe» stand die ganze Nacht warmer Tee zur Verfügung. Zwischen fünf und sechs Uhr kamen nochmals Postwagen an. Da war erneut gan-

5 Anstelle des Skilagerbesuchs arbeitete Peter Bürgi als Handlanger auf dem Bau.

zer Einsatz gefragt. Ich hatte Freude an dieser Arbeit und frage mich heute noch: «Warum bin ich nicht Bahnpöstler geworden?» In der Schule bekam ich für diese Zeit frei. Der Lohn, welchen der Bahnpostdirektor ausbezahlt, war in Ordnung. Ich war noch zu jung für Nachtschichten. Aber wen kümmerte das damals? Für mich war es eine schöne Erfahrung.

Erfahrungen als Spettbub

Im Dienste der Firma Herzog AG, eines Innendekorationsgeschäfts, das auch Handel mit Tapeten und Kleister trieb, erlebte ich anderes. Der Laden befand sich an der Ecke Vordere Vorstadt/Rain im Parterre. Im dritten und vierten Stock waren Büro und Nähatelier einquartiert. Das Geschäft leitete das Ehepaar Herzog, welches in der Halde wohnte. Als Buchhalter wirkte ein behäbiger, wortkarger, aber freundlicher Mann namens Attenhofer. Ihm musste ich jeden Freitag auf der Stadtkanzlei eine Badkarte für das Wannenbad Golatti besorgen. Herr Herzog arbeitete im Chefbüro. Im Atelier waren zwei bis drei Dekorationsnäherinnen beschäftigt. Ja, und nun kam ich als Spettbub zu diesem Team. Alle waren sehr freundlich mit mir, mit Ausnahme von Frau Herzog. Sie reklamierte beim kleinsten Fehler. Auch sonst liess sie mich spüren, dass ich nur der Spettbub war. Als Lohn bekam ich anfangs fünf Franken in der Woche. Montags, dienstags, donnerstags und freitags war meine Anwesenheit von 16.15 bis 18.30 Uhr oder länger gefordert. Dazu am Mittwoch ab 13.30 bis 18.30 Uhr und am Samstag ab 13.30 bis 17.00 Uhr. Das machte wöchentlich rund 14½ Stunden Arbeitszeit für ganze fünf Franken. In seltenen Fällen gab es Trinkgeld. Jede Woche fuhr ich zwei, drei Mal mit Velo und Anhänger zur Güterexpedition, um dort grosse, schwere Pakete abzuholen. Im Güterschuppen herrschte eine spezielle Atmosphäre. Es roch nach Leim. Ich merkte schnell, wer wofür verantwortlich war. Die Arbeitsabläufe waren immer gleich. Wenn ich mit dem Frachtzettel kam, wusste ich genau, welchem Bähnler ich diesen vorweisen musste. Man half mir, die Stückgüter zu suchen. Bald fand ich diese selber, weil sie nach System gelagert wurden. So kannten mich die Leute dort, und sie behandelten mich beinahe wie einen Spediteur. Dann begann der grosse «Chrampf». Die volle Länge der Bahnhofstrasse, rechts in die Vordere Vorstadt einbiegend, trat ich mühsam in die Pedale. Manchmal schob ich die Lasten zu Fuss an den Rain. Dort wurde die Lieferung durch Frau Herzog genaustens überprüft. Anschliessend kamen Anweisungen, wohin die Ware zu tragen sei. Tapetenrollen kamen in den Keller. Es gab dort ein sicher drei Meter hohes Gewölbe. Jedes Sujet hatte eine Nummer. Es warteten sicher über 1000 Rollen darauf, irgendwo zur Verschönerung an eine Wand geklebt zu werden. Der Rest musste entweder ins Atelier im dritten Stock oder gar in den Estrich. Das war sehr anstrengend. Im ersten Stock stand mit goldenen Buchstaben neben der Türe «Scientology Church» angeschrieben. Diese Sekte versammelte

sich hier. Samstags musste ich das Geschäftsvelo auf Hochglanz polieren. Kurz vor Ladenschluss durfte ich mich neben die Kasse im Laden stellen und auf Frau Herzog warten. War noch Kundschaft da, hatte sie keine Zeit, und ich musste mich gedulden, bis ich den Lohn bekam. Eher ärgerlich gab sie mir einen Fünfliber in die Hand, begleitet von Anweisungen oder Rügen.

Mit dem Lohn in der Hand verschwand ich möglichst schnell. Am Ziegelrain machte ich einen Schwenker zur Bäckerei Dambach. Bei Frau Dambach hatte ich einen Stein im Brett. Sie war schlecht auf den Beinen. Meistens musste ich für sie in der Postfiliale Metzgergasse Einzahlungen tätigen. Sie übergab mir vertrauensvoll das gelbe Quittungsbüchlein mit Einzahlungsscheinen und Geld. Ich gab mir Mühe, schnell zurück zu sein und auf keinen Fall etwas vom Rückgeld zu verlieren. Dann bekam ich allerhand Kleingebäck gratis und franko. Zudem: Bei Frau Dambach bekam man für 20 Rappen die grösste Glace Aaraus! Bald merkte ich, dass die fünf Franken Wochenlohn in keinem Verhältnis zur Arbeit standen. Ich erinnerte mich, wie viel ich an einem Nachmittag bei Herzog und Käser verdient hatte, gegen sechs Franken. Ich wollte mehr Lohn! Zur selben Zeit war mein jüngerer Bruder im Lederwarengeschäft Gantner & Schär an der Kronengasse Spettbub. Er kam manchmal mit dem Trinkgeld auf gegen 40 Franken pro Woche. An einem Samstag bei Ladenschluss brachte ich meine Bitte um Lohnerhöhung bei Frau Herzog vor. Ich verlangte zehn Franken. Bekommen habe ich sechs. Bald sagte ich ihr, dass ich nur noch eine Woche ihr Spettbub sein würde. Darauf meinte sie: «Du brauchst ab sofort nicht mehr zu kommen.» So wurde mein erstes eigentliches Arbeitsverhältnis – schneller, als ich dachte – beendet.

Milchmann-Aushilfe bei Haberstich

Im Rückblick wirkt es immer wieder erstaunlich, wie mein Bruder Hansruedi und ich Gelegenheiten gefunden haben, Sackgeld zu verdienen. Er hatte mit einem Sohn der Familie Haberstich, welche in der Halde einen Spezereiladen mit Molkereiprodukten betrieb, folgende Vereinbarung: Morgens um sechs Uhr trafen sie sich im Strittengässli zur Milchtour im Schachen. Die Aufgabe meines Bruders war nun, vorauszuspringen, an Haustüren das bereitgestellte Milchkesseli samt Geld zu holen. Am Geldbetrag konnten sie sehen, wie viele Liter Milch gewünscht wurden. Mit dem gefüllten Kesseli zurück an die Haustüre und möglichst schnell zum nächsten. Der junge Haberstich konnte so beim Handwagen bleiben und Milch ausmessen; er ersparte sich so viele Schritte! Die Tour führte durch Strittengässli und Schachen zurück an die Asylstrasse. Der letzte Kunde war neben der ehemaligen Fuhrhalterei Steiner. Im Hausgang gabs «Zahltag». Haberstich langte mit der Hand in seinen mit dem Münz des Milchgeldes gefüllten Hosensack und gab seinem frühmorgendlichen Helfer eine Handvoll Münz, ohne zu schauen, wie viel es war.

Der Schachen – unser Spielplatz

Noch knapp im Schachen wohnte die Familie Brack im Haus der Galvanischen Anstalt Märki zuunterst am Ziegelrain. Vor allem mit dem älteren Sohn Hansi habe ich unzählige Abenteuer bestanden. Ich hatte keinen besseren Freund als Hansi Brack. Kennen gelernt haben wir uns im Garten der «Kuttgerei Schaufelberger». Dort stand ein wunderschönes Gartenhäuschen, so eine Laube im Jugendstil, wo früher sicher geziemend Tee getrunken und Kuchen gegessen wurde. Wir haben dieses als Hexenhaus benutzt. Die Hexe stand mitten drin und die andern Spieler versuchten, durch ein Fenster hinein, und schnell durch ein anderes wieder hinaus zu springen. Wer von der Hexe erwischt wurde, musste diese ablösen und war selber in der Rolle der Hexe. Bei diesem Spiel ging es oft sehr laut zu und her bis Frau Schaufelberger uns Gofen nach Hause schickte. Wobei der Ausdruck «Gofen» nicht böse gemeint war, denn sie war schliesslich mit einem Appenzeller verheiratet. Die Familie zog später nach Rehetobel, Tochter Ursula besuchte die Kantonsschule in Trogen.

In den Schulferien unternahmen wir längere Wanderungen ohne Begleitung Erwachsener. Einmal war die Ruine Schenkenberg unser Ziel. Ein ganze Gruppe mit André Barth, Hansi Brack, meinem Bruder und mir marschierte über den Stock nach Küttigen, auf die Staffelegg. In Thalheim stiegen wir auf der Polenstrasse zur Ruine.

Moritz Knaus und mein Bruder fanden einmal einen halben Sack Zement. Damit bauten sie im Garten eine tolle Anlage mit Brücken, Strassen und Tunnels für ihre kleinen Spielautos. Ich staunte, als ich das sah. Die Strassen hatten alle Gefälle, sodass die Autos allein durch die Tunnels und über die Brücken hinunterfuhren. Ich war nur Zuschauer. Die Begeisterung, wie mit dem Zementpflaster gebaut wurde, wie mit Holz eine Schalung vorbereitet und wie sorgfältig eine Brücke ausgeschalt wurde, war gross. In diesem Tun kam bei Moritz seine spätere Begabung als Stukkateur erstmals zum Ausdruck.

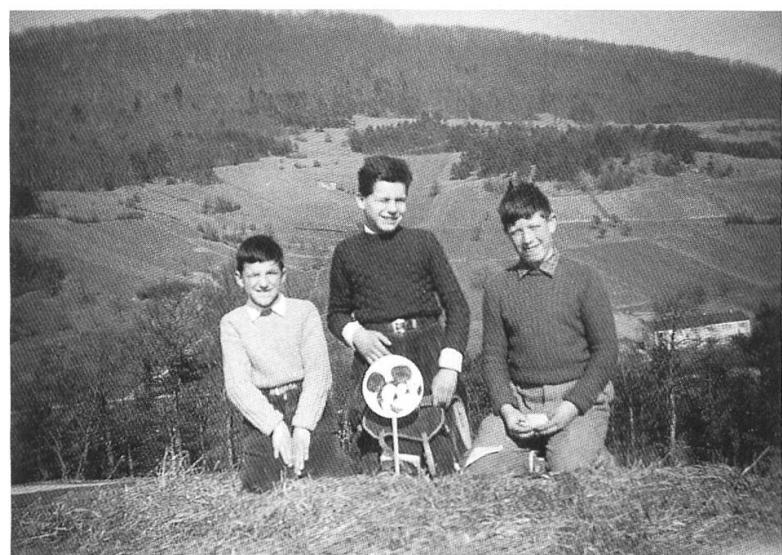
Einmal ereignete sich etwas sehr Trauriges. Eines Tages erfuhren wir, dass sich der Vater von Moritz im Schopf, welcher uns als Spielplatz diente, erhängt hatte. Das hat mich als Freund von Moritz sehr beschäftigt. Schlimm war für mich auch die Tatsache, dass ich mit niemandem über diesen Selbstmord sprechen konnte. Darüber sprach man nicht, fertig.

Unsere Beziehung mit Moritz Knaus nahm folgendes Ende: Wieder strolchten wir zu dritt durchs Aarewäldli, Moritz, mein Bruder Hansruedi und ich. Unversehens entdeckten wir rote Fähnchen. Moritz merkte bald, dass hier ein Waldlauf ausgesteckt war. Grinsend sammelten wir einige ein. Bald hatte jeder

⁶ Schachenkinder. Von links nach rechts stehend: Fasler, Erika und Irene Wittmer; links kniend Hansi Brack; rechts das Restaurant Chalte Fuess.

⁷ Mickey-Maus-Club im Jura: Ruedi und Hansi Brack mit André Barth.

⁸ Auf der Ruine Schenkenberg, mit Servelat Hansi Brack, ganz rechts Hansruedi Bürgi.



etwa zehn davon. Moritz wählte eine neue Route und steckte die Fähnchen. Diese führte ans Ufer des «S-Weiher» im Aarewäldli. Unmittelbar am Wasser steckte er das letzte Fähnchen in den weichen Boden. Auf der gegenüberliegenden Stelle wurde wieder ein Fähnchen gesteckt. Auf dem Rückweg wurden wir ziemlich übermütig und kippten zwei bereits stehende Marktstände um, sodass diese auseinanderfielen. Wir wurden vom Abwart der Pferderennbahn beobachtet. Nun, dieser Waldlauf war vom Unteroffiziersverein Aarau vorbereitet worden. Als die ersten Läufer nass und verschmutzt im Ziel einliefen, merkten die Herren Organisatoren, dass etwas nicht stimmte.

Der Abwart der Pferderennbahn wirkte als Denunziant. Mein Bruder und ich wurden von der Schulpflege wegen «böswilliger Sachbeschädigung» mit je zwei mal zwei Stunden Arrest bestraft. Diese Strafe sass ich im Lehrerzimmer des Gönhardschulhauses unter Aufsicht des Rektors Frey ab. Dieser hatte Erbarmen, er gab mir Bananen zum Essen. Wir durften uns nicht mehr mit Moritz treffen, und ich weiss auch nicht, wie er bestraft wurde. Fortan mied ich das Aarewäldi.

Ging künftig etwas in Brüche, hiess es: «Das waren Moritz Knaus und Hansruedi Bürgi.» Nach dieser «Verurteilung» wollten die Eltern unsere Freizeit mitgestalten, so auf sonntäglichen Wanderungen im Jura. Vater zeigte uns die hintersten Winkel zwischen Gislifluh und Geissfluh. Er legte Wert auf körperliche Ertüchtigung. Daher besuchte ich die Jugendriege des Satus, sie wurde von Ernst Semini geleitet. Turnen war gar nicht meine Stärke. Die Aussicht, am Turnerabend im Saalbau mitwirken zu dürfen, trieb mich wöchentlich in die Turnstunde. Ich war die Uneschicklichkeit selbst, konnte kaum einen Ball fangen, am Reck hing ich wie ein Mehlsack und hatte keine Kraft. Am Turnerabend bekam ich eine Rolle zugeteilt, die meinen Möglichkeiten entsprach. Bei der berühmten, bengalisch beleuchteten Turnerpyramide durfte ich als Leichtgewicht zuoberst auf die Leiter klettern. Beinahe wie beim Zirkus, ging es mir durch den Kopf. Später besuchte ich Jungfahrerkurse beim Arbeiter-Wassersportverein. Mit viel Geduld wurde mir vom Jungfahrleiter Fehlmann Rudern und Stacheln beigebracht. Ich wurde zusehends kräftiger und geschickter. Jedenfalls bestand ich die Jungfahrerprüfungen. Nach der militärischen Aushebung prangte der Stempel «Fahrpontonier» in meinem Dienstbüchlein.

Wie ich eine Leseratte wurde

An der Hinteren Vorstadt im Vereinshaus war die Arbeiterbibliothek untergebracht. In der vierten oder fünften Klasse mag es gewesen sein, als ich zum ersten Mal vor diesem Bücherkasten stand. Davor sass der Bibliothekar, Hel-

⁹ Mit diesem Schreiben nahm ein schönes, abenteuerliches Kapitel mit Moritz Knaus ein Ende.

¹⁰ Zeitschrift der Roten Falken.



SCHULPFLEGE
AARAU

Aarau, den 8. Dezember 1952.

Urteil der Schulpflege Aarau

gegen

Bürgi Peter, das Franz und der Margrit Rodel, geb. 3.2.1941,
von Magden, Schüler der 5. Klasse, in Aarau,
Asylstrasse 11 und sein Bruder
Bürgi Hansruedi, geb. 14.12.1942, Schüler der 3. Klasse

Tatbestand: Sachbeschädigung zum Nachteil des
Haupthausleiters Mr. Madalena Paul
Stadt. Bauamt
Kdo. Inf.-Schulen

Die bezeichneten Schüler werden wegen

täuschliche Sachbeschädigung
mit zweimal 2 Stunden Arrest bestraft.

Von einer Versorgung der beiden Knaben kann abgesehen
werden, weil die Eltern sich ihrer Kinder annehmen.

Rechts der Schulpflege
Der Präsident: Der Sekretär:
Peter Bürgi *Alwin Bürgi*

Zustellung an:

Herrn Franz Bürgi, Asylstrasse 11, Aarau
Herrn Paul De Madalena, Tellistrasse, Aarau
Stadt. Bauamt, Aarau
Kdo. Inf.-Schulen, Aarau
Jugendanwaltschaft mit den Akten



Monatsschrift der Roten Falken Verkaufspreis 50 Rappen

St. Gallen, Mai 1951 19. Jahrgang Nummer 5

muth Zschokke. Er war ein sympathischer, freundlicher Mann. In den Kästen standen sie, die Bücher, die meine Freunde werden sollten, geschrieben von Lisa Tetzner, Kurt Held, später Scholochow, Dostojewski und anderen. Ich wurde zur Leseratte. Jede Woche holte ich mir drei neue Bücher. Einmal gab mir meine Mutter ein Brieflein für Herrn Zschokke mit. Er schmunzelte beim Lesen und gab mir mit den nötigen Erklärungen ein Aufklärungsbüchlein in die Hand. Herr Zschokke interessierte sich immer, ob mir ein Buch gefallen hatte oder was mich besonders beeindruckte. Es entstanden so lehrreiche Gespräche über Literatur und, wie könnte es anders sein, über Politik.

Helmut Zschokke wurde ein väterlicher Freund. Ich besuchte ihn regelmässig in seinem Optikergeschäft an der Kasinostrasse. Da konnte ich zuschauen, wie er Brillengläser in die richtige Form schliff, damit diese in die Brillengestelle passten, oder wie er einen gebrochenen Bügel zusammenlötzte. Zwischen-durch schnitzte er wunderbare Kasperlfiguren. Ich erinnere mich noch gut an die Figuren für Goethes Faust, Dr. Faust, Gretchen und andere. Es kam vor, dass schon Besuch im Laden war. Einmal wurde ich einem Herrn Otto Brunner aus Zürich vorgestellt. Dieser war während des Spanischen Bürgerkriegs Kommandant des Schweizer Bataillons «Tschapajew» gewesen.

Jeden Tag brachte daheim Briefträger Müller den «Freien Aargauer» ins Haus. Dort las ich vor allem die Spalte «Unglücksfälle und Verbrechen». An Samstagen kam eine literarische Beilage mit dem Namen «Nach des Tages Werktagsarbeit». In dieser von Dr. Arthur Schmid senior redigierten Beilage erschienen Fortsetzungsromane, Gedichte und Kurzgeschichten. Mein Vater sammelte die Blättchen und liess sie zu Jahresbänden binden. Wöchentlich kamen zwei Heftli zum Lesen: «Der Aufstieg» und «Die Schweizerfamilie». Auf der Jugendseite des «Aufstiegs» gabs jede Woche einen Comic, «Tim und Struppi». Jeden Monat brachte uns Oberrichter Fritz Baumann das «Heio», die Zeitschrift der «Roten Falken». «Vögel der Heimat», das Periodikum des Vogelschutzes, las Vater sehr aufmerksam. Das kam uns auf den sonntäglichen Wanderungen im Jura oder der Aare entlang zugute. Micky-Mouse-Heftli oder Groschen-Romane gab es bei uns nicht. Aber das muss ich gestehen: Ein Jahr lang kaufte ich wöchentlich beim Kiosk Beck im Schachen das «Bravo». Ich machte die Wettbewerbe mit und sammelte die Bilder der Filmstars (Katharina Valente, Heidi Brühl, Peter Kraus usw.). Ja – und nach einem Jahr hatte ich genug!

Wie der Weltkrieg in den Schachen griff

Im schönen, alten Bürgerhaus im Schachen, westlich des «Chalte Fuess», lebte Grossmutter Knaus im ersten Stock sowie ihre Tochter mit zwei Kindern, die Familie Rock. Mit Willi habe ich mich angefreundet. Bald einmal fragte ich mich, wo eigentlich der Vater sei. «Mein Vater ist vom Krieg noch nicht zurückgekommen.» Ich machte grosse Augen, und Willi erzählte mir die Geschichte

seines Vaters. Als Deutscher hatte er dem Aufgebot seines Heimatlandes, in die Wehrmacht einzurücken, Folge geleistet. Letzte Zeichen seien von der Ostfront gekommen, vermutlich sei er in russischer Kriegsgefangenschaft. Die ganze Familie hoffte noch. Aber der Ehemann und Vater kam nie wieder. Frau Rock musste sich allein durchbringen. Später betrieb sie zwischen den Toren einen Kiosk mit Leihbibliothek. Willi besuchte die Bezirksschule und wurde Hochbauzeichner. Seine Schwester war eine schlanke hübsche Frau und hatte einen schneidigen Leutnant zum Freund.

Bei unserer Nachbarfamilie Herzog wohnte kurz eine Mutter mit Tochter, Heidi Spleiss. Heidi sprach Hochdeutsch und verstand nicht alle Mundartwörter. Einmal spielten wir beim alten Feuerwehrmagazin. Damals landeten noch Sportflugzeuge im Schachen. Als so eines von der Stadt her knapp über den Häusern zur Landung ansetzte, rannte Heidi schreiend an die Hausmauer und legte sich platt auf den Boden. Ich dachte, sie mache einen Scherz. Als darauf ein zweites Sportflugzeug über uns hinwegflog, begann sie wieder zu schreien. Ich verstand alles nicht. An meiner Hand brachte ich Heidi ins Haus. Frau Herzog erzählte mir nun, dass Heidi mit ihrer Mutter den ganzen Krieg in Deutschland erlebt hatte und erst dann in die Schweiz gekommen war. Die Angst vor Luftangriffen war hartnäckig. Einige Wochen später zog Heidi mit ihrer Mutter weiter, wohin, habe ich nie erfahren.

Während Schulzeit und Berufslehre lebte ich in zwei Welten. Oben am Ziegelrain war die «Sektorenengrenze». Schulwelt und Wohnwelt blieben exakt getrennt. In meiner Freizeit traf ich praktisch kaum Schulkameraden. Als ich zur «Leseratte» mutierte, wurde diese Trennung noch intensiver. Ich konnte mich auch nicht mit Gleichaltrigen über meine Bücher austauschen. Diese «Bücherwelt» nahm ich ohne schwer zu tragen nach Basel mit. Durch die Aufmunterung von Dr. Martin Pestalozzi, meine Aarauer Erinnerungen in den Aarauer Neujahrsblättern zu veröffentlichen, kam ich der Stadt meiner Jugendzeit wieder etwas näher.

Peter Bürgi von Magden ist Typograf und Heilpädagoge. Er lebt in Hellikon. 2008 publizierte er den Briefwechsel seiner Eltern während des Aktivdienstes in Buchform: «Urlaub bekamen nur die Bauern. Briefe von der Rheinwacht, Aktivdienst 1938 bis 1945».